

# NICHOLAS SPARKS



Kein Ort  
ohne dich

Roman

HEYNE <

Marcia kniff zunächst die Augen zusammen, als wolle sie sich vergewissern, ob sie richtig gehört hatte, dann nickte sie schließlich. Die beiden zogen sich etwas von der Tanzfläche zurück. Dort war der Lärm nicht ganz so ohrenbetäubend, trotzdem musste Sophia die Stimme erheben.

»Er ist mir gefolgt. Schon wieder.«

Marcia spähte über Sophias Schulter. »Wo ist er denn?«

»Hinten bei den anderen aus dem College. Er hat Jason und Rick dabei.«

»Woher weiß er, dass du hier bist?«

»Das ist nicht gerade ein Geheimnis. Der halbe Campus hat Bescheid gewusst.«

Während Sophia vor Wut kochte, flackerte Marcias Blick flüchtig zu einem der Männer zurück, dann wandte sie sich mit einer Spur von Ungeduld wieder an Sophia.

»Also gut, er ist hier.« Sie zuckte die Achseln. »Was willst du unternehmen?«

»Keine Ahnung.« Sophia verschränkte die Arme.

»Hat er dich gesehen?«

»Ich glaube nicht. Ich will nur nicht, dass er Ärger macht.«

»Soll ich mit ihm reden?«

»Nein.« Sophia schüttelte den Kopf. »Ach, ich weiß auch nicht.«

»Dann entspann dich einfach. Beachte ihn gar nicht. Bleib ein Weilchen bei mir und Ashley. Vielleicht geht er ja von allein wieder. Und falls er uns hier findet, flirte ich einfach mit ihm. Lenke ihn ab.« Sie verzog den Mund zu einem herausfordernden Grinsen. »Du weißt, dass er mal was für mich übrig hatte. Vor dir, meine ich.«

Sophia verschränkte die Arme noch fester. »Vielleicht sollten wir einfach gehen.«

Marcia schüttelte unwillig den Kopf. »Wie denn? Keiner von uns beiden hat ein Auto dabei. Wir sind mit Ashley gefahren, schon vergessen? Und ich weiß zufällig genau, dass sie noch nicht nach Hause will.«

Daran hatte Sophia nicht gedacht.

»Komm schon«, redete Marcia ihr zu. »Holen wir uns was zu trinken. Die Jungs werden dir gefallen. Sie studieren an der Uni in Duke.«

Sophia schüttelte den Kopf. »Ich bin momentan wirklich nicht in Stimmung, mich mit Männern zu unterhalten.«

»Was willst du dann?«

Am anderen Ende der Scheune erhaschte Sophia einen Blick auf den Nachthimmel und verspürte plötzlich den überwältigenden Wunsch, aus dem Schweiß und dem Gedränge zu entfliehen. »Ich glaube, ich brauche ein bisschen frische Luft.«

Marcia folgte ihrem Blick und sah sie dann wieder an. »Soll ich mitkommen?«

»Nein, ist schon okay. Ich finde dich. Bleib einfach hier in der Nähe, ja?«

»Klar.« Marcia war sichtlich erleichtert. »Aber ich kann auch mitkommen ...«

»Mach dir keinen Kopf. Ich bleib nicht lange weg.«

Marcia ging zu ihren neuen Freunden zurück, und Sophia lief zum hinteren Ende der Scheune. Je weiter sie sich von den Tanzflächen und der Band entfernte, desto mehr lichtete sich das Gedränge. Ein paar Männer versuchten, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, aber

Sophia tat, als bemerke sie nichts.

Das Holztor stand offen, und sobald sie ins Freie trat, empfand sie eine riesige Erleichterung. Die frische Herbstluft fühlte sich auf ihrer Haut wie kühler Balsam an. Sie hatte gar nicht richtig wahrgenommen, wie heiß es in der Scheune war. Jetzt sah sie sich um in der Hoffnung, ein Plätzchen zum Sitzen zu finden. Seitlich entdeckte sie eine dicke Eiche, deren knorrige Äste sich in alle Richtungen erstreckten, und hier und da standen Leute in Grüppchen zusammen, rauchten und tranken. Es dauerte einen Moment, bis Sophia bemerkte, dass sie sich auf einer Wiese befanden, die ringsum von einem Holzzaun umgeben war. Bestimmt war das früher mal eine Viehkoppel gewesen.

Tische gab es nicht. Die meisten Leute saßen auf dem Holzzaun oder lehnten daran, und eine Gruppe hockte auf einem alten Traktorreifen. Etwas abseits stand ein einzelner Mann mit einem Cowboyhut und betrachtete die Nachbarweide. Sein Gesicht lag im Schatten. Sophia überlegte versonnen, ob er wohl auch in Duke studierte, aber sie bezweifelte es. Irgendwie passten Cowboyhüte und die Duke-Universität einfach nicht zusammen.

Sie ging zu einem freien Zaunabschnitt ein paar Pfosten von dem Cowboy entfernt. Der Himmel über ihr war so klar wie eine Glasglocke, der Mond schwebte knapp über den Baumwipfeln. Sophia stützte die Ellbogen auf das raue Holz und nahm ihre Umgebung in sich auf. Rechts war die Rodeo-Arena, wo der Wettbewerb stattgefunden hatte, und direkt dahinter befanden sich einige kleine umzäunte Weiden, auf denen die Bullen standen. Zwar waren die Koppeln nicht beleuchtet, doch über der Tribüne brannten noch ein paar Scheinwerfer, die die Tiere in ein geisterhaftes Licht tauchten. Hinter den Pferchen parkten zwanzig oder dreißig Pick-ups und Wohnmobile, umringt von ihren Besitzern. Selbst aus der Entfernung konnte Sophia die glühenden Spitzen von Zigaretten erkennen und hin und wieder das Klirren von Flaschen hören. Sie fragte sich, wofür diese Arena wohl benutzt wurde, wenn das Rodeo nicht in der Stadt gastierte. Für Pferdeschauen? Hundeausstellungen? Jahrmärkte? Sie wirkte etwas marode, was darauf hindeutete, dass sie den Großteil des Jahres leer stand. Die windschiefe Scheune verstärkte diesen Eindruck noch, aber andererseits, was wusste sie schon? Sie war in New Jersey geboren und aufgewachsen.

Das zumindest hätte Marcia jetzt gesagt. Sie sagte das seit fast drei Jahren, und anfangs war es witzig gewesen, dann hatte es sich abgenutzt, und inzwischen war es wieder witzig, ein Running Gag zwischen ihnen beiden. Marcia kam aus Charlotte, nur ein paar Autostunden von Wake Forest entfernt. Sophia konnte sich noch gut an Marcias Verblüffung erinnern, als sie hörte, dass Sophia in Jersey City aufgewachsen war. Genauso gut hätte Sophia sagen können, sie käme vom Mond.

Sophia musste zugeben, dass Marcias Reaktion nicht völlig abwegig gewesen war. Ihre Elternhäuser hätten nicht unterschiedlicher sein können. Marcia war das jüngere von zwei Kindern, ihr Vater war Orthopäde, ihre Mutter eine auf Umwelt und Naturschutz spezialisierte Anwältin. Ihr älterer Bruder stand kurz vor seinem Juraexamen in Vanderbilt, und wenn die Familie auch nicht gerade auf der Forbes-Liste stand, so waren sie doch sehr gut situiert. Marcia gehörte zu den jungen Frauen, die früher Reit- und Tanzstunden

gehabt und zu ihrem sechzehnten Geburtstag ein Mercedes-Cabrio geschenkt bekommen hatten. Sophia hingegen war das Kind von Einwanderern. Ihre Mutter war Französin, der Vater Slowake, und sie waren mit nur wenig Geld in Amerika eingetroffen. Die Eltern waren zwar gut ausgebildet – Sophias Vater war Chemiker und ihre Mutter Pharmazeutin –, aber ihre Englischkenntnisse waren damals noch begrenzt gewesen, weshalb sie sich jahrelang mit Hilfsarbeiten über Wasser halten mussten und in winzigen, heruntergekommenen Wohnungen lebten, bis sie genug gespart hatten, um einen eigenen Feinkostladen zu eröffnen. Währenddessen hatten sie noch drei weitere Kinder bekommen – Sophia war die Ältteste –, und Sophia war es gewöhnt, ihren Eltern nach der Schule und an Wochenenden im Laden zu helfen.

Das Geschäft lief einigermaßen gut, das heißt, es reichte, um die Familie zu ernähren, aber nie viel mehr als das. Wie auch viele andere der besseren Schüler ihrer Klasse hatte Sophia bis wenige Monate vor ihrem Abschluss damit gerechnet, nach Rutgers zu gehen. In Wake Forest hatte sie sich nur aus einer Laune heraus beworben, weil ihr Vertrauenslehrer den Vorschlag gemacht hatte, aber sie hätte sich dieses College in einer Million Jahren nicht leisten können und wusste auch nicht viel darüber, abgesehen von den wunderschönen Fotos auf der Website. Zu ihrer größten Überraschung hatte Wake Forest ihr jedoch ein Stipendium angeboten, das sämtliche Studiengebühren abdeckte, und im August hatte Sophia dann in New Jersey den Bus bestiegen, der sie zu einem praktisch unbekanntem Ort bringen sollte.

Es war eine großartige Entscheidung gewesen, zumindest was das Studium betraf. Wake Forest war kleiner als Rutgers, was bedeutete, dass die Kurse deutlich weniger Teilnehmer hatten, und die Dozenten des Instituts für Kunstgeschichte unterrichteten mit Leidenschaft. Sophia hatte schon ein Bewerbungsgespräch für ein Praktikum im Denver Art Museum hinter sich – und nein, man hatte ihr keine Frage zu ihrer Rolle bei Chi Omega gestellt –, das ihrem Empfinden nach gut gelaufen war, wenn sie auch noch nichts weiter gehört hatte. Im letzten Sommer hatte sie außerdem genug Geld gespart, um sich ihr erstes Auto kaufen zu können. Es war nichts Besonderes, ein elf Jahre alter Toyota Corolla mit über hundertfünfzigtausend Kilometern auf dem Buckel, einer Delle in der hinteren Tür und diversen Kratzern, aber Sophia fand es befreiend, fortan kommen und gehen zu können, wie es ihr gefiel.

Nun zog sie eine Grimasse. Also, mal abgesehen von heute Abend. Aber das war ihre eigene Schuld. Sie hätte ja selbst fahren können, aber ...

Warum hatte Brian herkommen müssen? Was sollte denn seiner Ansicht nach passieren? Glaubte er ernsthaft, sie würde vergessen, was er ihr angetan hatte? Dass sie wieder mit ihm zusammen sein würde, wie früher?

Tatsache war, dass sie ihn nicht einmal vermisste. Sie würde ihm nicht verzeihen, und wenn er sie nicht verfolgt hätte, hätte sie wahrscheinlich nicht einmal an ihn gedacht. Trotzdem schaffte er es immer noch, ihr den Abend zu verderben, und das ärgerte sie. Weil sie es zuließ. Weil sie ihm diese Macht über sich einräumte.

Damit musste Schluss sein. Sie würde wieder in die Scheune gehen und sich mit Marcia

und Ashley und diesen Studenten aus Duke unterhalten, und wenn Brian sie fände und reden wollte, na und? Sie würde ihn einfach ignorieren. Und wenn er versuchte, ihr die Laune zu vermiesen? Tja, vielleicht würde sie einfach einen der Typen küssen, damit er auch wirklich begriff, dass sie über ihn weg war, Punkt.

Bei der Vorstellung musste sie lächeln. Sie wandte sich vom Zaun ab, prallte gegen jemanden und verlor beinahe das Gleichgewicht.

»Oh ... Entschuldigung«, sagte sie automatisch und hob den Arm, um sich abzustützen. Als ihre Hand auf die Brust ihres Gegenübers traf und sie aufblickte, schreckte sie zurück.

»Hoppla«, sagte Brian und fing sie an den Schultern auf.

Inzwischen hatte sie das Gleichgewicht wiedergefunden und die Situation erfasst. Er hatte sie gefunden. Sie standen einander allein gegenüber. Genau das, was sie seit der Trennung zu vermeiden versucht hatte. Na großartig.

»Entschuldige, dass ich mich so anschleiche.« Wie Marcia lallte auch er etwas, was Sophia nicht überraschte – Brian ließ nie eine Gelegenheit aus, sich einen hinter die Binde zu gießen. »Bei deinen Freundinnen warst du nicht, deshalb hatte ich so eine Ahnung, dass du hier draußen –«

»Was willst du, Brian?«, schnitt sie ihm das Wort ab.

Bei ihrem Ton zuckte er merklich zusammen. Aber wie üblich erholte er sich schnell.

»Ich will gar nichts.« Er steckte eine Hand in die Jeanstasche. Als er dabei leicht ins Taumeln kam, begriff Sophia, dass er auf dem besten Weg zu einem Vollrausch war.

»Warum bist du dann hier?«

»Ich hab dich ganz allein hier draußen gesehen und dachte, ich sehe mal nach, ob alles in Ordnung ist.« Er legte den Kopf schief und setzte seine »Ich bin ja so brav«-Miene auf, aber die blutunterlaufenen Augen machten seine Bemühungen zunichte.

»Es ging mir gut, bis du kamst.«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Aua. Das ist hart.«

»Anders geht es scheinbar nicht. Du hast mich in letzter Zeit wie ein Stalker verfolgt.«

»Ja, ich weiß«, sagte er. »Tut mir leid.«

»Ach ja?«

Er zuckte die Achseln. »Ich wollte nicht, dass es so endet ... und ich wollte dir bloß sagen, wie sehr ich mich für alles schäme, was passiert ist. Das hast du nicht verdient, und ich verstehe voll und ganz, dass du Schluss gemacht hast. Mir ist klar, dass ich ...«

Sophia schüttelte den Kopf, sie hatte keine Lust mehr, ihm zuzuhören. »Warum tust du das?«

»Was denn?«

»Das hier«, sagte sie. »Diese ganze Show. Diese Unterwürfigkeit und Zerknirschung. Was willst du?«

Mit dieser Frage hatte er offensichtlich nicht gerechnet. »Ich versuche nur, mich zu entschuldigen.«

»Wofür? Dafür, dass du mich zum dritten Mal betrogen hast? Oder dafür, dass du mich anlügst, seit ich dich kenne?«

Er blinzelte. »Komm schon, Sophia. Sei nicht so. Ich hab keinen Hintergedanken – ehrlich nicht. Ich möchte nur nicht, dass du das ganze Jahr glaubst, mir aus dem Weg gehen zu müssen. Dafür haben wir zu viel zusammen erlebt.«

Obwohl er hin und wieder etwas unartikulierte sprach, klang er beinahe glaubhaft. Beinahe.

»Du kapiert es einfach nicht, oder?« Sie war sich nicht sicher, ob er ernsthaft annahm, sie würde ihm verzeihen. »Ich weiß, dass ich dir nicht aus dem Weg gehen *muss*. Ich *will* dir aus dem Weg gehen.«

Jetzt sah er sie aufrichtig verwirrt an. »Warum benimmst du dich so?«

»Machst du Witze?«

»Nachdem du mit mir Schluss gemacht hast, wusste ich, dass ich den größten Fehler meines Lebens begangen habe. Weil ich dich brauche. Du tust mir gut. Du machst mich zu einem besseren Menschen. Und selbst wenn wir nicht zusammen sein können, hatte ich gehofft, wir könnten uns vielleicht mal treffen und unterhalten. Nur unterhalten. So wie früher. Bevor ich alles vermasselt habe.«

Sophia öffnete den Mund, um zu antworten, aber seine Unverfrorenheit machte sie sprachlos. Er glaubte doch wohl nicht im Ernst, sie würde noch einmal darauf hereinfallen?

»Komm.« Er wollte nach ihrer Hand greifen. »Holen wir uns was zu trinken und reden wir. Wir können das klären und –«

»Fass mich nicht an!« Ihre Stimme klang schrill.

»Sophia ...«

Sie schob sich rückwärts am Zaun entlang, fort von ihm. »Du sollst mich nicht anfassen, hab ich gesagt!«

Zum ersten Mal flackerte Wut in seiner Miene auf. Er fasste sie ums Handgelenk. »Jetzt beruhige dich doch ...«

Sie versuchte, ihren Arm zu befreien. »Lass mich los!«

Doch er kam so nahe, dass sie das Bier in seinem Atem roch. »Warum musst du immer gleich eine Szene machen?«, fragte er grob.

Sie setzte sich zur Wehr, doch als sie einen Blick auf sein Gesicht erhaschte, empfand sie eine eisige Furcht. Das war nicht der Brian, den sie kannte. Seine Stirn war gerunzelt, das Kinn vorgeschoben. Sie wurde ganz starr und zog den Kopf vor seinem heißen, schweren Atem zurück.

Da sagte eine Stimme: »Lass sie los.«

Brian drehte den Kopf zur Seite und wieder zu Sophia zurück und drückte fester zu. »Wir unterhalten uns nur«, sagte er durch zusammengebissene Zähne, die Muskeln im Kiefer angespannt.

»So sieht es aber nicht aus«, sagte die Stimme. »Und das war keine Bitte. Du lässt sie jetzt los.«

Der warnende Tonfall war unverkennbar. Brian brauchte einen Moment, um den Ernst der Lage zu begreifen, war allerdings nicht gerade eingeschüchtert. »Ich hab hier alles im Griff. Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten.«